

Edith Ottshofskis ins Rumänische zu Wort. Gemeinsam mit der Autorin hat sie das Buch auch bei den Reschitzaer Literaturtagen 2021 vorgestellt. Nach ihrer Auffassung verleiht die Präsentation der Gedichte in drei verschiedenen Sprachen den lyrischen Personen durch die jeweilige sprachliche Perspektive visuell wie auditiv »neue Valenzen«. Für die französischen Valenzen sorgt Alain Jadot, der als Übersetzer in Berlin lebt.

Der erste Teil des Bandes enthält neuere Gedichte der Autorin, datiert 2019 und 2020, die wohl hauptsächlich in Bahnen des Berliner Nahverkehrs entstanden sind und entsprechende Momentaufnahmen und Beobachtungen, *flüchtige Begegnungen* (S. 6), wie ein Titel treffend suggeriert, festhalten. »die resolute frau in der bahn / thront auf ihrem sitz / versperrt zwei andere / mit dem vollbepackten rad / [...] quergeschürzt ne tasche / fährt sie durch die halbe stadt / [...] beflissen sich dabei bildend / eifrig lesend / einen schundroman.« Die Wahrnehmungen münden nicht selten in ironische, augenzwinkernde Kommentare: »der pc wartet schon / und auch das telefon / die tasche auf ihrem platz / unten neben dem sitz / die jeanshose ist nur / an beiden knien eingeritzt / petite liberté«. (*petite liberté*, S. 10). Eine Sonderstellung nimmt das Gedicht *französisch angebaucht / in der nacht* (S. 15f.) ein, das wie zufällig die drei (oder zumindest zwei) Seelen in der Brust der Autorin vereint: In Temeswar erfährt sie in der Nacht vom 15. auf den 16. April 2019 vom Brand der Kathedrale Notre-Dame in Paris, wo sie als Studentin auch mal kurzzeitig zu Hause war. »ich aber übernachtete in einem zimmer / das ich aus meiner schulzeit kenne / [...] den graf von monte christo / en français hatte ich mir ausgeliehen / damals / als von frankreich / nur zu träumen war« (S. 15).

Der zweite Teil ist eine Auswahl von Gedichten aus dem Gedichtband *im wohlklang unverhohlen*, der 2018 im Lud-

wigsburger Pop-Verlag erschienen ist. Neben Alltagsreflexionen (»im düsteren morgengrauen / steige ich in die bahn / die fährt mich, wie alle anderen / in den moloch großstadt«, S. 21) stehen auch Erinnerungen an Kindheitstage und an das Temeswarer Flair (»in der eisigen küche / steht frau schmidt / und tranchiert / das hendl / [...] die freundin unterdes / macht sich fein / für den kirchgang / sonntagfrüh / in temeswar«, *madeleine*, S. 17).

Ein Gedicht erinnert an Herta Müllers Buch *Reisende auf einem Bein*, wenn es heißt: »mensenmassen strömen in den bahnhof / hungrig und müde reihe ich mich ein / der zug fährt mich abends wieder ins grüne / stadtauswärts wandre ich auf einem Bein.« (S. 20). Symbolhaft für den Identitätswirrwarr, dem die Autorin (wie wir alle) ausgesetzt ist, steht das dem großen Wiener Sprachspieler Ernst Jandl gewidmete Gedicht *pastiche*, mit dem der Band endet: »ich bin nicht gerne, wer ich bin / ich wäre nicht gerne / wer ich nicht bin / ach, wäre ich gerne / wer ich nicht bin / wäre vielleicht ich lieber, wer ich bin.« (S. 26).

Nora Iuga empfiehlt Edith Ottshofskis Gedichtband als »Leckerbissen«. Dem möchte man sich gerne anschließen.
Halrun Reinholz

Gefühlstaube Herzhäuser

Nadine Schneider: *Wohin ich immer gehe*. Roman. Salzburg, Wien: Verlag Jung und Jung 2021. 260 S.

Nach ihrem 2019 erschienenen Debutroman *Drei Kilometer* legt Nadine Schneider ihr zweites Buch bereits 2021 vor. Wie den ersten siedelt sie auch ihren zweiten Roman am westlichen Rand Rumäniens, in der Nähe von Temeswar (rum. Timișoara), an. Obwohl die Autorin 1990, kurz nach der Ausreise ihrer Eltern in die Bundesrepublik, in Nürnberg

geboren wurde, lässt sie Rumänien, das Herkunftsland ihrer Familie, nicht los, sodass sie mit ihrem Helden Johannes Seeler erneut einen Streifzug in die banatschwäbische Vergangenheit wagt. Das Panoptikum von Familiengeschichten bereichert die Autorin durch ein weiteres Psychogramm und zeigt eindrücklich, dass man seiner Verwandtschaft nicht entkommen kann: »Man konnte seine Familie verlassen, man konnte hunderte von Kilometern zwischen sich und die Orte seiner Kindheit bringen, man konnte gut vergessen üben, mit einem tückischen Fluss im Rücken, der einen trennte von den ganzen Verwandten und Verschwägerten, von den Blutsbanden, den Wie-aus-dem-Gesicht-Geschnittenen, aber eine Familie ließ sich nicht loswerden« (S. 25).

Es liegen nicht nur einige hundert, es liegen gut über tausend Kilometer zwischen dem Herkunfts- und dem Ankunftsort, doch bedeutet für Johannes Seeler Zu-Hause-angekommen-sein etwas anderes. Was genau – das will er selber herausfinden. Und die Suche beginnt.

Der Fluss, der ihn von der Verwandtschaft trennt, ist kein beliebiges Flüsschen, sondern ein beeindruckender Strom. Die Donau sucht Johannes sogar in seinen Träumen heim und beschert ihm einige Traum-Tode. Warum »ein Tor aus Wasser, aus Strömungen und verborgenen Strudeln« (S. 6) eisern heißt – diese Frage stellt sich Johannes immer wieder. Zwar ist er schon längst in einer anderen Welt gelandet, weit weg von seiner Familie, doch ihr Schatten verfolgt ihn. Nachdem er schwimmend seine Heimat verlassen hat, lernt er nun gehen – und steht nach kurzer Zeit auf eigenen Beinen. Das Eiserne Tor verheißt Öffnung, Freiheit, Experiment. Doch reicht ein Brief mit drei Zeilen, um viele Jahre zurückgeworfen zu werden. Ein Brief mit einem bekannten Schriftzug: »So schrieb nur sie.« (S. 16). Seine Mut-

ter teilt ihm mit, dass sein Vater »umgefallen und nicht mehr aufgestanden« (S. 17) sei. Johannes wird Urlaub nehmen, seine Sachen packen, viele Kilometer mit dem Auto gen Osten fahren und in der Vergangenheit ankommen. Er wird viele Menschen treffen, die mit ihm verwandt sind, doch den einen Menschen, der ihm besonders nahestand, seinen Freund David, wird er nicht vorfinden. David bleibt verschwunden – der Freund, der Johannes die Angst vor dem Wasser nehmen und ihn auf der Flucht gen Westen begleiten wollte. Er war Johannes' erste große Liebe.

Obwohl Frühjahr ist und 1993 die Umbrüche im östlichen Europa bereits längst vollzogen sind, stellt sich in Johannes' Leben keine Leichtigkeit ein. Es liegt eine Schwere in der Luft – in der Atmosphäre des gesamten Buches. Johannes erfreut sich zwar am Garten der Nachbarn, den er – wenn sie verreist sind – mit Hingabe betreut; sein Beruf als Hörgeräteakustiker erfüllt ihn – und ist in einer innerlich tauben Welt symbolisch aufgeladen. In seiner Kollegin Giulia findet er eine Vertrauensperson, mit der ihn eine »Art vererbter Knigge« (S. 36) verbindet – beide haben eine »geradezu naive Auffassung davon, was sich gehörte und was nicht« (S. 36). Ihr muss er also auch nicht erklären, warum er – obwohl er zu seinem gewalttätigen Vater keinen Bezug hatte – dennoch auf seine Beerdigung nach Rumänien fahren möchte: »Allein schon der Mutter zuliebe. Der armen Mutter. Die hatte doch jetzt niemanden mehr« (S. 37). Doch muss er schließlich zugeben, dass es auch der Mutter an einem echten Interesse an ihrem Sohn gebricht, und akzeptieren: »Es gab nichts mehr zu tun hier. Es war nicht nur der Vater gestorben, irgendwie hatte auch alles andere aufgehört zu leben, vor allem ein Gefühl, von dem Johannes gedacht hatte, er müsse es noch haben« (S. 219).

Nadine Schneider nutzt ein gängiges Mittel – die Fahrt zum Begräbnis eines nahen Verwandten –, um eine narrative Rückwärtsrolle einzuleiten und die Familiengeschichte ihres Helden Johannes zu erzählen. Johannes' Reise an den Ort, an dem er seine Kindheit und Jugend verbracht hat, beginnt in dem Augenblick, als er das Kuvert aus Rumänien in seinem Postkasten vorfindet. Tief blickt er in das »Herzhaus« (S. 48) hinein, das Haus, in dem er aufgewachsen ist und in dem »man es sich in seiner Familie nicht einmal vor seiner Geburt erlaubt hatte, glücklich zu sein« (S. 48). Schon vor seiner Abreise nähert er sich der Region, wo alles »flach und niedrig und klein« (S. 56) ist, der Region mit den vielen »Herzhäusern« (S. 56), vor deren Zäunen Knoblauchzöpfe hängen. Einen solchen Zopf will er Giulia mitbringen. Aber auch noch etwas will er ihr schenken: die Wahrheit über sich selbst. Wie zäh der Weg zu Letzterer sein kann, erfahren wir in Nadine Schneiders feinsinnigem Roman. *Ingeborg Szöllösi*

Beredter Bräutigam der stummen Sprache

Werner Söllner: Schartige Lieder. Gedichte. Herausgegeben und ausgewählt von Susanne Söllner, Björn Jäger, Nancy Hüniger, Alexandru Bulucz. Mit einem Vorwort von Eva Demski. Frankfurt am Main: Edition Faust 2021. 151 S.

Einer Eva Demski kann man nicht widersprechen. Man muss. Sie hat ihn gekannt und geschätzt und sich weidlich verschätzt »bei Söllner, der mir, schon als ich zum erstenmal seiner ansichtig wurde, wie ein Dichter *par excellence* erschien« (S. 6). So wie ihr »erschien« er in der Tat, war es aber nicht tatsächlich. Dichter *par excellence* dünken einem heutzutage eher großsprecherisch, ja lauthals eloquent; er war alles andere.

»Alles« aber kommt bei Werner Söllner nicht vor, stets nimmt er sich zurück und kommt auf einen zu – das ist der fürwahr große Widerspruch, von dem und in dem seine Lyrik lebt. Drum ist es auch ein Ereignis, dass seine Nachlasswalter ein Buch gemacht haben, in dem er einem so entgegentritt, wie er es verdient, aber niemals beansprucht hat. Seine Bücher sind nur noch antiquarisch zu beziehen, außer der letzten *Knochenmusik* (2015), die deshalb in dieser Sammlung nicht anklingt. Sie hallt/klappert noch nach auf dem Buchmarkt. Alle anderen Bände und vereinzelt Gedichte haben die liebevoll und freundschaftlich bemühten Herausgeberinnen und Herausgeber so gesammelt und ediert, dass man danken darf. Philologisch-kritischer Exegese bedarf diese Edition nicht, sie ist ein Akt, an dem man rückhaltlos teilhaben kann – und teilhaben an Werner Söllner, das ist viel.

Denn er hat sich nicht ent-, aber zurückgezogen, eine Poesie des Verschwindens hat er praktiziert, ein »gefährdetes Leben« (Eva Demski, S. 6) lang, die Gefährdung lauerte überall, das steht in den Gedichten, er aber hat weitergedichtet und sich niemals gefallen im Zweifel, in der Verzweiflung. Lyrik ist schließlich, was man sagt, wenn man nicht weiterweiß. Das *Schneeballgedicht* (S. 45) endet denn auch mit der erstickten Hoffnung: »nicht zu versinken im mäßigen / Schnee, der uns den Mund«. Das ist der Schluss eines Textes, in dessen Mitte sich der Dichter einen nachgerade rhetorischen Ausfall gönnt: »Es ist, es verschlägt mir / die Sprache, es ist die Herrschaft der Redner über die Sprachlosen, die Herrschaft jener, die sagen: / Die Traurigen werden geschlachtet, / die Welt wird lustig.« (S. 45).

Wie geht das zusammen, der manifeste Aufschrei und das endliche/endgültige Verstummen? Bei Werner Söllner steht über allem Sagen und Schweigen